

Herbert Lappe

12-03-2022

Warum tun sich so viele Menschen schwer mit dem Wort Jude?

Die Bezeichnungen „jüdische Mitbürger“ und „Bürger jüdischen Glaubens“ sind hilflose Konstrukte.

Wenn von Bürgern jüdischen Glaubens oder von jüdischen Mit-Bürgern gesprochen wird, ist das hierzulande normal. Keine Empörung, wie sie hinter der Forderung nach Umbenennung von Straßennamen mit vermeintlich kolonialistischem Hintergrund steht. Auch kein Aufschrei, wie bei der Verwendung des N-Wortes oder beim Gebrauch des Wortes Zigeuner und auch keine Erregung, wenn eine Politikerin als Jugendtraum versehentlich Indianerhäuptling angibt.

Allein schon, dass wohl heutzutage kaum jemand von Bürgern christlichen Glaubens oder von christlichen Mit-Bürgern spricht, müsste zum Innehalten anregen. Auch, dass in keiner der verbreiteten europäischen Sprachen Englisch, Französisch, Russisch und Italienisch derartige Wortkonstruktionen zwar grammatisch möglich, aber nicht bekannt sind. Kurzum: Juden werden nicht als das, was sind – nämlich als Juden – angesprochen, sondern für sie werden spezielle Konstruktionen gebraucht.

Anfang dieses Jahres gab es zahlreiche Einsprüche, weil die Duden-Redaktion den Eintrag „Jude“, als angeblich diskriminierend, durch „Jüdischer Mitbürger“ ersetzte. Der Vorgang zeigt, dass die Verwendung des Wortes Jude nicht selbstverständlich ist.

Wenn Sprache die Beziehungen zwischen den Mitgliedern einer Gesellschaft wiedergibt, dann ist zu fragen: Wie kommt es zu dieser Abgrenzung, ausgedrückt in „Mit-Bürger*innen“ und „Bürger*innen jüdischen Glaubens“?

Eine mögliche Erklärung könnte darin liegen, dass hierzulande Juden trotz weitgehender juristischer Gleichstellung – in Preußen ab 1812, in Sachsen ab 1868 – häufig als Fremde, als nicht-deutsch, angesehen wurden. Den Höhepunkt bildeten die NS-Verordnungen, in denen Juden die deutsche Staatsbürgerschaft entzogen wurde. So wie meinem Vater und seinen Angehörigen.

In allen anderen westlichen Ländern, außer Spanien und Portugal, gab es keine solche Ausgrenzung. Im Gegenteil: Dass Menschen mit jüdischem Hintergrund trotz antisemitischer Proteste in höchste Staatsämter aufrückten, war nicht ungewöhnlich. Beispiele dafür sind der zweimalige britische Premierminister Benjamin Disraeli (1804 – 1881), die US-amerikanischen Politiker Henry Kissinger (Sicherheitsberater und Außenminister, geb. 1923), Werner W. Blumenthal (Finanzminister, geb. 1926) oder die französischen Politiker Adolphe Crémieux (Justizminister, 1796 – 1880) und Léon Blum (Premierminister, 1872–1950).

Der Hintergrund ist in der deutschen Geschichte zu suchen. Bereits für die Konstruktion der Deutschen Nation nach 1800, beflügelt durch die Befreiungskriege gegen Napoleon, war die Judenfeindschaft konstituierendes Element. Heinrich Heine berichtete über Aussagen auf dem Wartburgfest der Studenten von 1817: „Wer nur im 7. Glied von einem Franzosen, Juden oder Slawen abstammte, ward zum Exil verurteilt ...“ Mit anderen Worten: Weder Franzosen oder Juden können Deutsche sein.

Doch es gab auch gegenläufige Entwicklungen. Dafür ein Beispiel. Zu Beginn des Ersten Weltkriegs 1914 verkündete Kaiser Wilhelm II. „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Deutsche!“ Als dann 1916 der Preußische Kriegsminister eine „Judenzählung“ zur statistischen Erhebung der Dienstverhältnisse aller deutschen Juden im Heer anordnete, protestierten die Sozialdemokratische Partei und die Fortschrittliche Partei. Sie traten ein gegen eine Unterscheidung zwischen jüdischen Kriegsteilnehmern und anderen Deutschen. Schließlich wurde die Judenzählung zurückgezogen.

Die besondere Bezeichnung von Juden ist nicht nur eine Äußerlichkeit. Ich meine, sie spiegelt sich auch in der Diskussion um ein Jüdisches Museum wider: Weshalb scheint es selbstverständlich, die Geschichte der Juden für die Zeit der Gleichberechtigung in einem eigenen Museum zu behandeln, also nicht ins stadtgeschichtliche Museum einzubinden, und damit auszugrenzen? Die Frage nach der Zuordnung zur allgemeinen Stadtgeschichte wurde gar nicht erst gestellt.

Eine andere, vielleicht auch ergänzende Erklärung könnte in der Zeit nach dem Holocaust liegen. Danach stellte sich die Frage: Wie geht man mit Juden und deren

Nachfahren um? Wie mit Menschen, gegen deren Ausgrenzung und Vernichtung sich viele Deutsche passiv, wenn nicht sogar unterstützend, verhielten? Möglicherweise sind die besonderen sprachlichen Konstrukte ein Ausdruck von Unsicherheit und Hilflosigkeit?

Ganz gleich, welche Erklärung wir dafür finden. Auf jeden Fall sollten Sie uns Juden als das ansprechen, was wir nach unserem Selbstverständnis sind: Je nach Kontext als Deutsche, Sachsen, Dresdner – oder als Juden.
